

Mit freundlicher Genehmigung des Ernst-Heimeran-Verlages, München, drucken wir aus dem soeben erschienenen neuen Buch von Ludwig Kusche „Musik — als Vergnügen und Mißbehagen“ einige Passagen ab, die sich vorzugsweise mit der Liebe der großen Komponisten zum Wein befassen.

Wein — und Gesang

Dieser Essay über Wein und Musik ist durchaus fragmentarisch, und wo mich meine Erzählung am Ende hinführen wird, vermag ich selbst nicht vorauszusagen. Gar mancher fröhliche Trinkabend, mit und ohne Musik, wäre vielleicht unterblieben, wenn man am Anfang schon genau gewußt hätte, wie die Sache am Schluß hinausgeht.

Das schönste literarische Zeugnis über den Musikantendurst früherer Jahrhunderte hat uns Clemens Brentano in „Des Knaben Wunderhorn“ überliefert, wobei bemerkenswert ist, daß es sich bei dem betreffenden Musikanten um einen Musiker gehandelt haben muß, der kein Bläser oder Streicher war, sondern vermutlich Cembalist oder Organist, und der auch vom Komponieren etwas verstand, insonderheit von der Vorfertigung von Fugen, wozu ihm der Wein als eine unerlässliche Vorbedingung erschien. Brentano gibt uns zwar keine Weinquelle an, dafür aber eine literarische Quelle. Dieses Liedlein, das ehemals auch komponiert vorlag, stand in „Hackenbergers deutschen Gesängen“ und war 1610 in Danzig im Druck erschienen. Seine Überschrift lautete kurz und bündig:

Fuge

Ein Musifant wollt fröhlich seyn,
Es thät ihm wohl gelingen,
Er saß bey einem guten Wein,
Da wollt er lustig singen,
Bekannt ist weit und breit der Wein,
Gewachsen hin und her am Rhein,
Macht sittlich modulieren,
Thut manchen oft verführen.
Davon sezt er ein Liedlein klein,
Das thut er wohl betrachten,
Und mischet gute Fugen ein,
Niemand konnts ihm verachten.
Er dacht in dem Gemütthe sein,
Ey wären tausend Kronen mein,
Und alle Jahr ein Fuder Wein,
Das könnten gute Fugen seyn.

Wer das Wort Fuge hört oder liest, der denkt, ob er will oder nicht, an Johann Sebastian Bach, den Fugenmeister aller Zeiten, bei dessen Namensnennung wir uns leider seit langem angewöhnt haben, ihn im Geiste als eine Art protestantischen Zwilingsbruder des Doktor Martinus Luther anzusehen, als einen treudeutschen Hausvater, Musik und Kinder in Menge zeugend und nur daran denkend, wie der prästabilierten Harmonie eines Leibniz zum theologisch-musikalischen Siege zu verhelfen sei. Hat dieser ehrwürdige Kantor und gewaltige Musikanter vor dem Herrn Wein getrunken oder nicht, und hat er Wert auf ein solches Getränk gelegt oder nicht? — Er hat!

Als Joh. Seb. Bach mit 21 Jahren Organist an der Neuen Kirche zu Arnstadt in Thüringen wurde, da machte er sich gar bald wegen seines für einen wohlbestallten Kantor äußerster undisziplinierten Lebenswandels bei seiner vorgesetzten Behörde äußerst unbeliebt, so daß das gräfliche Konsistorium in Arnstadt ihm schon ein Jahr nach seinem Amtsantritt, 1707, ein langes Sündenregister in Gestalt eines amtlichen Protokolls vorhielt, gegen welches sich der junge Organist zu verteidigen hatte. Unter Nr. 11 dieses Sündenregisters stand zu lesen: „Nos (Wir) verweisen ihm, daß er letzt verwichenen Sonntags unter der Predigt im Weinkeller gegangen.“ Das damalige Konsistorium hatte also nicht das geringste Verständnis dafür, daß ein fröhlicher Musikanter, und das war unser Joh. Sebastian, um nach der Predigt eine gute Fuge auf der Orgel praktizieren zu können, während derselben in etwa des Weines bedurfte.

Deswegen sollte man auch die Bachschen Fugen niemals so trocken spielen, wie es heute gar oft noch geschieht, und was man für gewöhnlich mit dem sogenannten „Barockstil“ zu begründen oder zu entschuldigen pflegt.

Besagter Joh. Seb. Bach muß aber auch noch 1748, also mit 63 Jahren, nachdem er ein gewaltiges Musiklebenswerk geschaffen hatte, dem Weine immer noch nicht abhold gewesen sein, denn sein Vetter Elias Bach aus Schweinfurt schickte ihm im selbigen Jahre ein Fäßlein mit Most, was vielleicht den Anlaß zu einer deutschen Doktorarbeit über das frühe Stadium eines Frankenweines in Verbindung mit der „Kunst der Fuge“ abgeben könnte. Joh. Seb. bedankte sich in einem Briefe aus Leipzig vom 2. November 1748 bei seinem Vetter für diese Weinspende und schrieb: „Hoch Edler Hochgeehrter Herr Vetter. Daß Sie nebst Frauen Liebsten sich noch wohl befinden, versichert mich Dero gestrigen Tages erhaltene angenehme Zugschrift nebst dem geschickten kostbaren Fäßlein Mostes, wofür ich hiermit meinen schuldigen Dank abstatte. Es ist aber höchlich zu bedauern, daß das Fäßlein entweder durch die Erschütterung im Fuhr Werk, oder sonst Noth gelitten; weils nach dessen Eröffnung im hiesiges Ohrtes gewöhnliches visitatoris Angebung nicht mehr als 6 Kannen in sich gehalten hat; und also schade, daß von dieser edlen Gabe Gottes das ge-

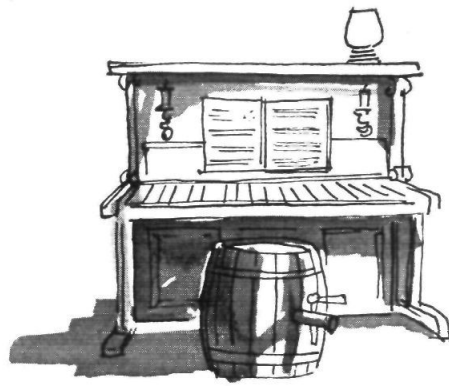
ringste Tröpflein hat sollen verschüttet werden.“

Dieser Brief ist ein gar kostbarer und bündiger Beweis dafür, wie Bach den Wein als „edle Gabe Gottes“ jederzeit zu schätzen wußte und welchen Unbilden der Wein auf dem Transport von Schweinfurt nach Leipzig Anno 1648 noch ausgesetzt war, wobei wir höchlich bezweifeln dürfen, daß die Unergiebigkeit des Fäßleins mit nur 6 Kannen Mostes lediglich der „Erschütterung im Fuhr Werk“ zuzuschreiben gewesen sei.

Es gibt von Mozart einen berühmten Brief an einen Geheimrat Anton von Klein, in dem der Komponist seinem Herzen darüber Luft macht, daß Anno 1785 immer noch die italienische Oper auf der Bühne regiere statt einer deutschen Nationaloper, wie er sie sich vorstelle. Es folgen dann jene klassischen und später oft zitierten Sätze: „Wäre nur ein einziger Patriot mit am Brette, es sollte ein anderes Gesicht bekommen! Doch da würde vielleicht das so schön aufkeimende Nationaltheater zur Blüte gedeihen, und das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Teutschland, wenn wir Teutsche einmal mit Ernst anfangen, teutsch zu denken, teutsch zu handeln, teutsch zu reden und gar teutsch — zu singen!“ Aber nun kommt die äußerst reizvolle Coda dieses Briefes, die uns in etwa ahnen läßt, daß Mozart sich manchmal besoffen hat aus jenem uralten Künstlergram heraus, das nicht durchsetzen zu können, was ihm als Lebensziel und Kunstideal vorschwebte. Er schreibt: „Nehmen Sie nur nicht übel, mein bester Herr Geheimer-Rat, wenn ich in meinem Eifer vielleicht zu weit gegangen bin. Gänzlich überzeugt, mit einem teutschen Manne zu reden, ließ ich meiner Zunge freien Lauf, welches dermalen leider so selten geschehen darf, daß man sich nach solch einer Herzensergießung kecklich einen Rausch trinken dürfte, ohne Gefahr zu laufen, seine Gesundheit zu verderben.“ — Es war also Mozarts ehrliche Überzeugung, daß einem ein in ehrlichem Zorne angesoffener Rausch gesundheitlich nicht schaden könne. Wollen auch wir in diesem Sinne auf seinen Spuren wandeln.



Auch daß Mozart im letzten Jahr seines Lebens Champagner getrunken hat, ist uns überliefert. Eine alte literarische Quelle berichtet uns, daß Mozart die „Zauberflöte“ teils in seiner Wohnung in der Rauensteingasse in Wien, teils in einem von dem Textdichter und Theaterdirektor Schikaneder gemieteten Gärtchen neben dem Theater



komponiert habe. Es heißt darin wörtlich: „Während des Mittagmahles, das Mozart meistens mit Schikaneder daselbst einnahm, ward wacker gearbeitet, gelacht und Champagner getrunken.“ Ich hoffe, daß diese Mitteilung nicht unsere Sektfirmen veranlaßt, nachträglich das Bildnis Mozarts auf ihre Etiketten zu drucken!

Das mit dem Champagner und der „Zauberflöte“ ist übrigens verdächtig. Champagner war damals ein sehr teures Getränk, das sich Mozart ein halbes Jahr vor seinem Tode, da er so arm wie eine Kirchenmaus war, niemals hätte leisten können. Also hat Schikaneder den Champagner bezahlt. Wenn aber ein Theaterdirektor und Besteller einer Oper, dem es mit der Uraufführung dieser Oper pressiert, freiwillig Champagner bezahlt, dann steckt da etwas dahinter. Und es steckt auch etwas dahinter. Schikaneder wußte nach der Komposition des 1. Aktes sehr genau, daß die „Zauberflöte“ Kasse machen würde, und er hatte sich nicht getäuscht. Die Oper wurde 1791 allein im Oktober 24mal gegeben und brachte Herrn Schikaneder 8443 Gulden ein, eine für damalige Verhältnisse geradezu fabelhafte Summe. Außerdem ließ Schikaneder ohne Wissen und Willen des Komponisten die Partitur mehrfach abschreiben und verkaufte sie an andere Bühnen, ohne Mozart am Verkauf zu beteiligen! Noch selten haben sich ein paar Flaschen Champagner so bezahlt gemacht. — So viel über die soziologischen Bezüge zwischen Sekt und ewigen Kunstwerken.

Die kulinarische Koryphäe unter den Komponisten des 19. Jahrhunderts war zweifellos Gioacchino Rossini, der ein solches Vergnügen am guten Leben hatte, daß er schließlich die vier Musen Erato, Euterpe, Terpsichore und Polyhymnia gute Frauen sein ließ und von 1829 an bis zu seinem Tode 1868 keine Opern mehr komponierte, sondern die Fisch- und Schweinezucht studierte und Kapitalien zu hohen Zinsen auslieh. Gute Kochrezepte interessierten ihn im Alter mehr als die Kompositionsrezepte damaliger moderner Komponisten, die für ihn zu viel harmonische und kontrapunktische Zutaten enthielten, von denen er glaubte, daß diese einer Musik nicht zuträglich seien, deren Primat für seinen Geschmack immer die Kunst des Belkanto bleiben sollte. Rossini muß nicht nur ein europäischer, sondern ein geradezu globaler Weintrinker gewesen sein, der wie Haydn den Weingenuß auch unter medizinischen Gesichtspunkten pflegte. Immerhin sind beide auf diese Weise gegen 80 Jahre alt geworden, was für die Richtigkeit ihrer alkoholischen Prinzipien spricht. Sehr aufschlußreich ist ein Brief Rossinis, geschrieben ungefähr ein Jahr vor seinem Tode und adressiert an einen gewissen P. A. Coppola: „Ich war stolz und glücklich, dem Marquis von Quintala ein üppiges Diner geben zu können, besonders darüber, ihn meine Weinkellerbestände aus Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Peru usw. kosten lassen zu können. Nur Madeira konnte ich ihm nicht anbieten, da er seit einigen Monaten ausgegangen und für

keinen Preis zu erhalten ist. Ich habe aber gehört, daß es in Lissabon Liebhaber geben soll, die noch alten Madeira besitzen. Wenn es Euch möglich wäre, einige Flaschen zu kaufen, wäre ich sehr froh darüber, da dieser Wein für die Gesundheit kostbar ist. Glücklicherweise Ihr, der Ihr beim Grafen von Farolo ausgezeichneten ... trinkt!“

Meine Ausgabe der Rossinibriefe enthält im letzten Satz leider die oben angegebenen Pünktchen statt einer Angabe der Weinmarke. Ich bin aber trotzdem des Glaubens, daß im Originalbrief des Maestro keine Pünktchen standen, denn er liebte die romanische Klarheit und wird kein Hehl daraus gemacht haben, was sein Gaumen beehrte und weswegen er sowohl den Adressaten als auch jenen Graf Farolo beneidete. Aber so sind die Biographen und die Herausgeber von Dokumenten großer Meister; wenn's um den Wein geht, machen sie Pünktchen, aber wenn sich zwei Primadonnen vor 100 Jahren wegen einer Opernrolle in den Haaren lagen oder irgendein Konzertmeister vor einer Premiere krank wurde, dann wird das alles haarklein erzählt.

Als ein ungarischer Graf Fay den Komponisten, der schon 24 Jahre als Musiker geschwiegen hatte, bat, er möge doch für Ungarn eine neue Oper oder ein Ballett schreiben, da setzte ihm Rossini in einem sehr klugen, ja weisheitsvollen Briefe auseinander, warum er nicht mehr komponieren wolle und es wahrscheinlich nicht mehr könne. Um aber dem großen Verehrer im fernen Ungarlande doch eine kleine Freude zu machen, beschloß er sein Schreiben mit folgendem Satz: „Ungarn schätzte ich von jeher überaus, denn der Tokayer-Wein fehlt nach Möglichkeit nie auf meiner Tafel.“ Die Ungarischen Rhapsodien eines Franz Liszt interessierten Rossini bedeutend weniger. Vielleicht spürte sein melodisch wacher, wenn auch in diesem Falle unbelehrter Geist instinktiv, daß Liszts Rhapsodien eine zwar äußerst virtuose Salonzigeunermusik, aber im ungarischen Sinne weniger echt und bodenständig waren als die Tokayerweine, die er direkt von der Quelle bezog.

Der alte Rossini hat seine Weltanschauung einmal folgendermaßen formuliert: „Essen, Lieben, Singen und Verdauen, das sind wahrhaftig die vier Akte der komischen Oper, die das Leben heißt und vergeht wie der Schaum einer Flasche Champagner. Wer sie verrinnen läßt, ohne sie genossen zu haben, ist ein vollendeter Narr.“ Und weil Rossini kein Narr sein wollte, genoß er das Leben in Gestalt von Musik, Liebe, Essen und Trinken in vollen Zügen und wurde unsterblich durch seinen „Barbier von Sevilla“ und sein Rezept zum Tournedos à la Rossini, für dessen richtige Zubereitung er empfahl, „das Sautoir mit Madeira abzulöschen“, nachdem „dieser Wein für die

Gesundheit kostbar ist“. Drum keinen „Barbier“ ohne briosità und kein Tournedos à la Rossini ohne Madeira!

Mit Wagners Weinbeziehungen scheint es nicht weit her gewesen zu sein, was verständlich ist, da er im Alter mehr und mehr in Wort und Schrift den Vegetarismus propagierte. Und aus Vegetarierkreisen ist noch nie ein großer Weintrinker hervorgegangen. Selbst bei offiziellen Empfängen und Gesellschaften im Hause Wahnfried gab es für gewöhnlich Bayrisch Bier, wobei wir nicht wissen, ob es Wagner wirklich schmeckte oder ob es sozusagen eine alkoholische Gegenleistung war für die jahrelangen freundschaftlichen Unterstützungen, die ihm „sein König“ Ludwig II. hatte angedeihen lassen. Eine Anekdote berichtet, daß Anton Bruckner einmal bei seinem Abgott Wagner in Bayreuth eingeladen war, wobei im Salon ein großes kaltes Buffet für das leibliche Wohl der Gäste bereitstand. Bruckner war derartig in seliger Betrachtung seines verehrten Meisters verloren, der für ihn zwischen dem lieben Gott und Kaiser Wilhelm I. rangierte, daß er überhaupt nicht an Essen und Trinken dachte, so oft auch Wagner ihn liebevoll dazu aufforderte. Endlich riß Wagner die Geduld. Er ging selbst zum Buffet, schenkte ein Halbe-Krögel voll bayrischen Bieres ein und trug die schäumende Halbe quer durch den Salon seinem Kollegen Bruckner zu, der völlig fassungslos in einem Fauteuil saß und mit verklärten



Zügen nur immer stammeln konnte: „Aber Meister, so a Kellner! So a Kellner!“ Noch viele Jahre nachher, wenn Bruckner dieses Erlebnis im Freundeskreis erzählte, konnte er sich nicht über die Tatsache beruhigen, daß er seinen vergötterten Wagner ins Gesicht einen Kellner genannt hatte. Wahrscheinlich wäre damals dem Österreicher Bruckner ein Viertel Kremser Sandgrube lieber und vertrauter gewesen; aber er hat wohl gar nicht mit Bewußtsein geschmeckt, was Wagner ihm kredenzte. Für Bruckner wird es auf jeden Fall Nektar gewesen sein. Meine zu Anfang geäußerte Vermutung, daß dieser Essay etwas fragmentarisch ausfallen werde, hat sich bewahrheitet; aber auch meine Befürchtung, daß ich am Ende ganz woanders landen würde, als sowohl ich wie auch der Leser geglaubt haben. Vielleicht ist das der Grund, warum es bis heute kein Buch über die Verbindung „Wein und Musik“ gibt.